

SIMPLICISSIMUS

Das Bindemittel

(E. Thöny)



„Das hätte ich aber nicht gedacht, daß du dich mit Kurt wieder versöhnen würdest, Elli!“ — „Tja, was kann man machen? Wir haben nun mal leider voriges Jahr das Zelt gemeinsam gekauft.“



Im Winter 1929, der so kalt war wie der jahrelange Winter vor der Götterdämmerung, im „Fimbulwinter“ 1929 flüchteten sich die Waldtiere zu den Menschen, und die Krähen horsteten auf den alten Friedhöfen östlicher Städte. Dort hatten sie auf manchem Friedhof mehr als ein halbes Hundert Nester in die hohen Bäume gebaut und harrten, krächzend, ihres Schicksals. Wenn die Sonne lüchelte, war es ganz gemächlich in den so hoch gelegenen Krähenburgen, doch wenn der eisige Fimbulmond durch die Äste sah, dann wurde so mancher Krähe das Herz von der Kälte zusammengepreßt, und sie verlor das Gleichgewicht, wenn sie sich, nach Luft ringend, auf den Rand des Nestes flüchtete, und stürzte in die Tiefe. Im eisigen Schweigen der Nacht schliefen die Friedhöfe im Mondlicht, und dann und wann fielen todesreife Krähen von den Bäumen. Ein dumpfes Aufschlagen ... wieder Stille. Die Krallen des Fimbulwinters leerten so manches Nest. Es währte indessen nicht lange, und die Nester hatten wieder ihre Krähenpaare. Unter fremhem Gekrächze reinigten sie die alten Wohnstätten, glaubten ein langes Leben vor sich zu haben, sahen des Nachts den Mond kommen, so blau, so gleichgültig, so eisig, todeskalt — sahen ihn manchmal nur einmal kommen und nie wieder: denn sie sahen nichts mehr.

Auf einen Friedhof, neben einer kurzen Straße, kam jeden Tag eine schlanke Dame mit einer umfangreichen Tüte unter dem Arm zu den hungrenden Vögeln. Anfangs mochte sie die Krähen sehr viel weniger als die andern Vögel: doch mit der Zeit — sie waren so klug, so zutraulich, erinnerten so drollig an alte Marktfrauen, wenn sie dastanden und schimpften, was sie ausgiebig taten — kurz und gut: es entstand ein richtiges Freundschaftsverhältnis zwischen der Dame und den Krähen. Sie grüßten sie sogar, wenn sie den Friedhof betrat, durch freudiges Flügelschlagen, ja, sie erkannten und grüß-

ten sie sogar außerhalb des Friedhofs. Eine Krähe rief der andern einen kurzen frohen Laut zu, wenn sich die Wohltäterin dem Futterplatz näherte. Bald schimpften sie auch nicht mehr nach der Mahlzeit, liefen der Dame nur wie Hunde nach und baten ganz melodisch um mehr. Wenn sie, winkend, die volle Tüte schwang, begann ein Säusen in der Luft, daraus wurde eine dunkle Wolke, die sich erst über dem Frauenkopf schaukelte, dann im Kreise zur Erde niederging und sich in trippelnde Gestalten auflöste, die gierig zu schlingen begannen.

Längs allen Plätzen und durch alle



Straßen, überall zogen sich starre Schneehügelketten hin, die immer höher wurden. Das ständige Wachsen des Schnees und der Kälte (wie sollte das enden!) ließ manchmal ein kurzes Entsetzen durch die Herzen aller Kreaturen flattern. Die Sonne trug so oft einen weißen Schleier vor dem Gesicht, als ob sie nicht sehen wollte, wie das Getier in den Wäldern zugrunde ging; doch der Mond sah es groß und blank mit an, schwermütig grinsend. Eine Angst, eine Angst ging durch die Nächte, die riesengroß war, wenn sie auch lautlos schrie. Unaufhaltsam kroch sie mit den Schneehügelketten weiten. Die Angst ist das stärkste Gefühl, und mehr noch als Liebe und Hunger erfüllt sie die Welt. Die Menschen waren gut zu den Tieren im Fimbulwinter, denn die Angst war das Seil, das alle Kreaturen in diesem Winter miteinander verband. Die Tiere trauten den Menschen wieder. Die Krähen fraßen der Dame aus der Hand, und sie hob noch manche starre Krähe auf, ihr hübsches Gefieder betrachtend, und nahm sie zur Erwärmung unter ihre Pelzmäule; doch sie war immer schon tot, auch wenn ihre Augen blank offen standen. Der Frost hatte zu tief und zu grausam gebissen. Es sah so aus, als ob es nie mehr Frühling werden würde. Und es wurde doch Frühling. Die Angst wich. Das Seil, das alle Kreaturen miteinander verbunden hatte, lockerte sich. Schon begann ein wildes Hacken und Schaufeln und Scharren in den Straßen, wo man den Winter, schmetternd, auf die Kehrichtwagen lud.

Hätten die Krähen sich ruhig verhalten, so hätte man sie hinter den immer dichter werdenden Schleieren der hohen Birken vergessen; aber ihre schreihaltigen Jungen sorgten leider dafür, daß man sie nicht vergaß, zumal schon der halbe Friedhof verschmutzt war. In jedem Krähenest saßen jetzt drei bis fünf Jungen und wollten immerzu fressen und spektakelten deswegen den ganzen Tag. Es war den Alten anzusehen, wie sehr sie sich für die Jungen

ablagten, wie sie voll Sorgen waren und immer an zu Hause dachten. Die große Nähe der Menschen — — —! Doch auf Böses von dieser Seite waren sie trotzdem nicht gefaßt. Und als einmal mittags ein Stein zu ihren Nestern emporgeflogen kam, hielten sie es nur für einen dummen Scherz.

Bald aber kamen den ganzen Tag Steine empor, und eines andern Mittags kam ein richtiger Steinhagel. Die Krähen verstimten bestürzt. Was hatten sie verbrochen? Denn was wußten sie davon, daß dieses ewige finstere „Krah —! Krah —! Krah —!“ im lichten Frühling die Hörer rasend zu machen begann. Unheil —! Unheil —! gelte für die alte Angst der Krähenruf. Wildgewordene Hörer alarmierten die Feuerwehr gegen das Krähenvolk, als seine Brut zu fliegen begann.

Ein bärcheses Klingeln am nächsten Morgen in der Früh verkündete ihr Erscheinen. Wer schon auf war in der kurzen Straße, stürzte ans Fenster. Ein roter Wagen mit Schlauch und Leitern glitt vor die Friedhofstür. Die alten Krähen rissen besorgt die Augen auf. Was wollte dieses rote Ungeheuer? Warum hielt es dort? Das galt — womöglich — ihnen?! Ihr schwar-

und schwer damit näher kamen — zu den Bäumen. Es galt ihnen!! „Krah!! Krah!! Krah!!“ schrie die Todesangst, schwarz und häßlich, durch die silberne Morgenstille. Nicht genug die Mordgerüste —! Die Riesen schlepten auch noch eine endlose graue Schlange mit sich. Die entsetzten Vögel sahen nichts mehr von der Lieblichkeit des Frühlingmorgens, es war nur eine gräßliche Bläue für sie da, in der es ums Leben ging.

Jetzt — wurde das erste Mordgerüst aufgebaut — — — an einem Baum. In seiner Krone ging ein verzweifeltes Kreischen los. Manche Krähe verließ, fassungslos, das Nest, um fassungslos dorthin zurückzukehren. Ein zweites Mordgerüst wuchs empor . . . ein drittes . . . kam an welchen Baum? Viele Herzen stellten, zitternd, die Frage. Schon fiel die Entscheidung, und das Loskreischen der Bedrohten loderte in die Höhe. Schon kletterte ein Riese auf der ersten Leiter empor, die Schlange über der Schulter. Die würde wohl in die Nester geschossen kommen. „Krah!! Krah!! Krah!!“ Gewalt! Mord! hieß das. Die Himmelsbläue schien schwarz zu werden, und darin saß so fettig die Sonne: eine andere Sonne. Mit ausgrei-



krah —, platsch — platsch — platsch . . . Heruntergespritzt sauste die eine Krähe, rückwärts, vom Nest; doch unterwegs in der Luft fing sie sich selbst auf, von ihrer Verzweigung unterstützt, schwankte auf den nächsten Ast und kehrte dann wieder zum Nest zurück, weil die Jungen mit Angst nicht fliegen wollten. Der „Riese“ biß die Kröhe zusammen, als er die „Schlange“ abermals in das triefende Nest speien ließ. Wieder stürzte die eine Krähe ab und fing sich schon etwas tiefer auf. Mit gläsernen Augen trat sie zum zweitenmal die Reise nach oben an; kam aber nicht weit. Sie fand auch nicht mehr die Richtung, denn sie war blind geworden und ganz verstört. Wie im Traum taumelte sie über den Boden und suchte und suchte das Nest, immerzu zischend und die Federn sträubend. Ein „Riese“ erschlug sie aus Mitleid. Der mit dem Schlauch spronte sich zu einer künstlichen Wut an und ließ den Wasserstrahl bald nach rechts, bald nach links gegen die Nester los, und es stotternd aus ihnen davon. Die „Riesen“ liefen die Leitern empor mit Beilen auf der Schulter. Jetzt sollten auch die Krähenburgen fallen. Mit dumpfen Hieben trennten und rissen sie die schwarzen Rundbäume von den Ästen, dann und wann brüllend, die Augen schließend, wenn es gab immer noch Krähen in diesem und jenem Nest, die sich mit dem Rest ihrer Kräfte zur Wehr setzten. Die an den Fenstern wichen zurück. So hatten sie sich das nicht gedacht —! Das dumpfe Schmettern der Beile ging manchem durch Mark und Bein. Die Nester segelten zerfetzt in die Tiefe, verloren unterwegs ihren Inhalt, soweit er nicht geflohen war, und fielen wie Unrat zur Erde. Es wurde öde und leer in den Baumkronen. Unten hockten in Wirrer, dümm und betäubt, schwächliche Krähenkinder und spiegelten sich todesbang in den Wasserlachen. Ein Wolfshund, der sich eingeschlichen hatte, beroch sie mißtrauisch und nahm ihnen spielerisch das Leben. Zwei alte Krähen umtrichen ganz tief den Schauplatz. Die Totalkünste stellte sich „dem haarigen Ungetüm mit dem feurigen Rachen“. Ein rasender Wirbelkampf hub zwischen ihnen an. Federn stoben; das Wasser spritzte hoch. Der Hund verlor, heulend, ein Auge; die Krähe verlor stumm das Leben . . . Auf dem Friedhof blieb ein anklagendes Schweigen, das die Sonne grell beleuchtete, und eine Fuhrer Dung, die alles war, was von der Kräheniedlung erzählte. Die geflohenen Krähen flogen weiter und weiter. Einige aber warfen sich mit ihren todmüden Jungen auf eine Reihe hoher Bäume und blieben dort regungslos sitzen. Heimatelose —! Sie starren dem grauen Schiffe nach, das auf grauem Wasser in den Regen flut. Gern wären sie mit ihm gezogen, immer weiter fort von den Menschen, die ja doch grausam waren. Sie schlossen im Regen die Augen und fühlten dumpf die steinerne Unbegreiflichkeit des Lebens wie ein sinnloses Schaukeln in endlosem Raum.



zen Augen überblickten erst angstvoll das Nest, maßen dann die Höhe vom Nest bis zum Erdboden.

Die Tür flog kreischend auf. Plötzlich war sie sperrangelweit offen — aufgerissen von den schwarzen Riesen, die auf dem roten Ungeheuer geseesen hatten. Die Riesen standen herausfordernd in der Tür und blickten zu den Nestern empor. Die Krähen duckten sich ängstlich, erschielten aber doch, daß die Riesen die Leitern abbluden

ten Flügeln hockten die alten Krähen über ihren Jungen, das Gefieder gestäubt, die Schnäbel weit und wütend offen. Ihre Augen funkelten.

Die Schlange —! Die Schlange —! „Krah —! Krah!!“ Der Riese hob sie, die Zähne fleischend, hoch, und jetzt spie sie das Verderben aus in Gestalt einer Wasserfuf, die auf das Krähenpaar losstürzte, das, fauchend, die Köpfe aus dem Neste hing. Platsch — „krah —“, platsch — „krah,

Name ist Schall und Rauch

(E. Schilling)



„Ob es Nordchina heißt oder Westjapan — das ist doch Jacke wie Hose, Liebling! Hauptsache, daß wir die alten guten Freunde bleiben!“

Juni

fröh, im ersten Sonnenstrahl,
ist der Mohn mit einemmal
aufgeblüht. Und steht nun rot
in der Margeritenwiese.

Noch verknittert,
noch ermattet sind die zarten Seidenblätter
mit dem schwarzen Kreuz inmitten,
mit den dunklen Trauerfäden.

O, nun klingt im Wiesenlied,
unter einem blauen Himmel,
zwischen grün-weiß-gelben Tönen
Mohnrot, die Fanfare, mit!

Überhewang! Heute, heut!
Abgefang — — — — —

Katst die Senje; mäht der Mähder
langsam meine frühtaufeuchte,
blumenüberfäete Wiese.

Maria Daut

Die Versuchung

Beim Bauern vom Brühlhof ist ein schon leicht angejahrtes Fräulein zu Gast. Sie pflanzt sich malerisch und sitzsaam unter die Obstbäume auf der Wiese hinterm Haus, füttert die Hühner und hüpf't zu weilen am nahen Bächlein mit neckischem Ach! und Oh! von Stein zu Stein.

Abends sitzt sie meist etwas melancholisch auf der Bank vor dem Haus. Sie bekommt dann leicht elegische Stimmungen, ein fatal neurasthenisches Gerührtsein, das davon Kunde tut, daß das Fräulein „seelisch“ irgendeinen Knacks hat. „Sie hätten eben einen Herrn Bräutigam mitbringen sollen“, sagt eines Abends der Bauer zartsinnig und zwinkert ganz leicht mit dem linken Auglein. Dann geht er in den Stall und schickt nach einer Welle den Matthias heraus, damit er mit dem Fräulein ein wenig „dischkriere“.

Die Unterhaltung kommt aber nicht recht vom Fleck, obwohl Matthias sich alle Mühe gibt. Da fängt er kurz entschlossen an, dem Fräulein bezüglich ihrer Gestalt und überhaupt wegen des vorteilhaften Eindrucks, den sie auf ihn mache, einige Schmeicheleien zu sagen. Er könne sich wohl denken, daß ein Mann sich in sie vergaffen könne, und es sei eigentlich schade, daß das Fräulein ihre Ferien so einschichtig verbringe.

Ein tiefer Seufzer ist alles, was dem Fräulein daraufhin entquillt.

Da spürt der Matthias ein klein wenig Mitleid mit der verlorenen Seele; und bestrebt, ihr etwas Gutes zu sagen, rückt er kurz entschlossen etwas näher und meint ein wenig unvermittelt: „Täten Sie mich mögen, wenn ich wött?“

Das Fräulein wird durch diese Überraschung zwischen Entrüstet- und Geschmeicheltseinen hin und her gerissen. Aber schließlich fühlt sie dem Knecht gegenüber doch die Verpflichtung, empört zu sein, obwohl der Matthias wirklich von imponierender Gestalt ist.

Sie steigert sich infolgedessen in eine Erregung hinein, die in keinem rechten Verhältnis zur Schwere des Delikts steht. Der Matthias findet denn auch das Getue ein wenig lächerlich. Aber er hat doch das Bedürfnis, das Fräulein zu beruhigen, und sagt deshalb begütigend: „Rege Se sich doch net uf — i wött jo gar net!“

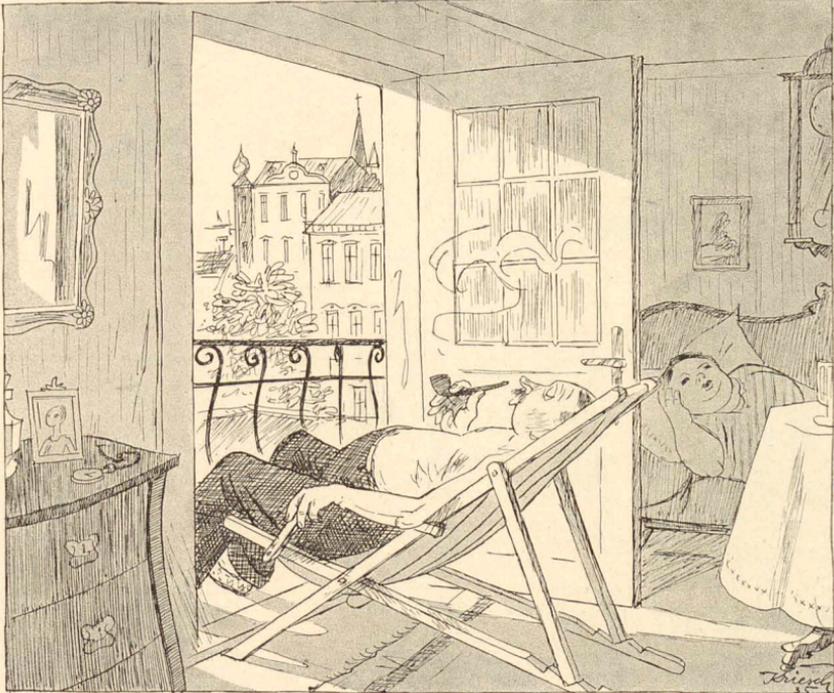
Kleine Bemerkungen

Manche bewältigen das Leben nur deshalb so unvollkommen, weil ihnen die Fülle der vorliegenden Gebrauchsanweisungen den Kopf verwirrt.

Am Anfang war das Wort; die Theologen kamen erst viel später. oha

Streng geregelte Hygiene

(R. Krieseh)



„Eig'ntli kunn't'n ma heut' zum Bad'n geh' — aber wos tean ma nacha am Samstag?“

Mister Colum macht Geschichten

Von Paul Heinkel

Clive Bell von der „Little Review“ hat sich neulich wieder mit mir beschäftigt. Ich danke ihm.

Der Gute hat endlich entdeckt, daß ich jeden Morgen zur selben Zeit die Sechste Avenue entlang bummle und am Broadway „ein wenig unmotiviert“ das Bronzedenkmal anstarre, das sie dort Horace Greeley gesetzt haben.

Clive Bell ist so neugierig, zu fragen, was es damit wohl auf sich habe. Vielleicht wittert er irgendeine interessante Marotte von mir. Auf alle Fälle hat er sich geschworen, dahinter zu kommen.

Es wäre ihm zu gönnen. Nichts freut die Leute mehr, als hinter die Geschichten von Geschichtenmachern zu kommen.

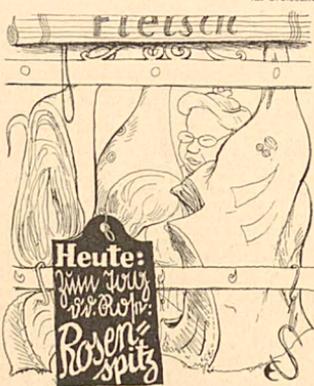
Aber das ist für die meisten gar nicht leicht. Sie haben keine Phantasie und vor allem keine Menschenkenntnis. Sehen nicht einmal das Naheliegende. Es ist ein Kreuz mit ihnen.

„Wie bringen Sie bloß diese Geschichten zustande?“ fragen zuweilen sogar meine Bekannten im Salmagundi-Club etwas erstaunt und naiv.

Ich pflege darauf zu sagen: „Wie bringt ihr eure Puderquasten, eure Staubsauger und all dies Teufelszeug zusammen?“ Aber sie lachen nur und sagen: „Geschichten sind so 'ne Sache für sich.“ Sie können sich einfach nicht vorstellen, wie es gemacht wird.

Dabei sind Kerle darunter wie der alte Wainworth, Henry Jim Wainsworth (jedes Kind zwischen Frisco und New York kennt ihn), der damals mit einem Pappkarton auf Long-Island angekommen ist und heute als maßgebender Mann in der American Trust Company gilt.

(E. Croissant)



Dienst am Kunden

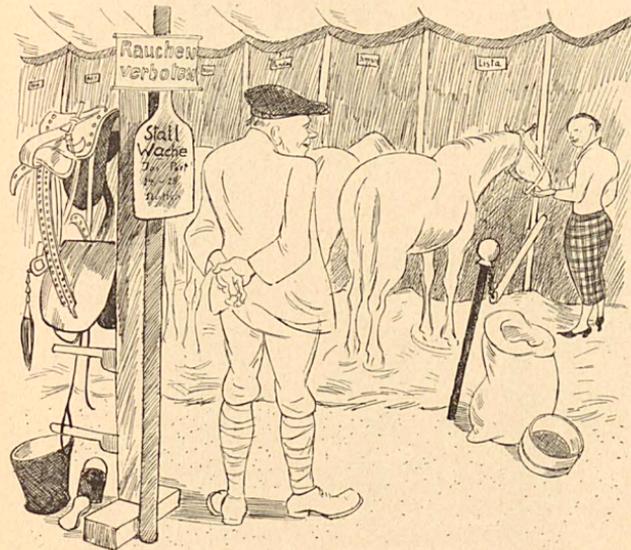
„Kinder“, sage ich immer, „nichts ist einfacher — vorausgesetzt, daß man es kann.“

Sie lachen! So ein Teufelskerl! denken sie.

„Dabei!“, sage ich, „liegt der Rohstoff für mich buchstäblich auf der Straße! Ein Blick hinunter auf den Broadway, und es reicht zu einem guten Dutzend erstklassiger Geschichten.“

Differenzierung

(Otto Herrmann)



„Woher wissen Sie denn, daß ich keinen Damensattel will?“ — „Och, Jnädigste, den valang'n nur die Frauen; die Damen woll'n alle in'n Herr'nattel!“

„Wieso reicht es?“ fragt Bobbie Smiles, der allerdings auch für weniger komplizierte Dinge nicht sehr begibt ist.

Ich sage: „Es reicht, wenn man es versteht, den Menschen ihre Geschichten abzulesen. Und es ist gar nicht so schwer. Probiert es nur mal!“

Sie sehen alle angespannt hinunter auf den Broadway. „Nun?“

Sie schweigen!

„Kalkuliere“, sagt endlich nach langer Pause Hartley, ein Ingenieur aus Kentucky, „die Pennsylvaniaabahn wird sich doch noch entziehen müssen zwischen der Fünften und der Lexington-Avenue durchzubrechen.“

„Und dann?“ frage ich engelsmild, denn ich warte auf eine Geschichte.

Aber Hartley versteht mich nicht. „Dann“, sagt er ein wenig einfältig, „wird man schätzungsweise um neun Minuten später in Chicago ankommen.“

„Mann Gottes“, sage ich, „kommt Ihnen sonst nichts in den Sinn?“

„Nichts“, sagt Hartley, „es ist eine klare Sache.“

„Wie ist es zum Beispiel mit der Blondine?“ frage ich. „Dort vor Wilhtrays Saloon?“

Waldo Heap, ein patenter Junge, wirft einen kurzen Blick hin. „Die Pacific-Company wird sie tatsächlich nicht einmal mehr als Aufwuschfrau einstellen“, meint er trocken.

Ich sehe ihn mitteilend an. „Wittern Sie denn keine Geschichte?“

„Weiß mit ihr nichts anzufangen“, sagt er hilflos.

Armer Kerl! Wie will er sich im Leben zurechtfinden, wenn er so wenig Filigranspitzengefühl hat! Ich wette, er wird mit Frauen üble Erfahrungen machen.

„Ganz uninteressant“, sagt Heap und markiert ein wenig den Kenner.

„Aber im Gegenteil!“, sage ich, „sie ist unter Brüdern ein halbes Dutzend Geschichten wert!“

Alle sehen interessiert hinab.

Und nun lege ich los. Ich wittere allerhand Sachen, die sich gewaschen haben.

Semerkt denn keiner den harten Zug um den Mund und die betont energische Haltung?

Hallo! Ist doch ganz klar: eine Frau aus Ohio. Todsichere Sache!

Ja! Aber was tut sie hier in New York? Warum ist sie so schäbig gekleidet?

Es ist sehr einfach. Die Leutchen haben da irgendwo in Ohio eine ganz anständige Farm gehabt. Weizen! Klar! Na, es ging eine Weile schön vorwärts. Aber da kam dann die Krise.

Fatale Sache! Was tun? Der Mann weiß sich keinen Rat. Ein bißchen ein Waschlappen. Guter Mensch, aber energielos. Die Frau hat seither den Laden geschmissen, aber jetzt ist guter Rat teuer.

Nun, den Mann reitet der Teufel. Er spekuliert an der Getreidebörse in Chicago.

Na, eines Tages hat ihn auch richtig einer aufs Ärmchen genommen. Aus! Erledigt!

Fürchte, der Mann war nicht Kerl genug, das zu ertragen.

Und nun verbraucht die Frau in dem teuren Nest New York ihre letzten Pennys.

Aber sie wird sich wieder hochbringen. Die Chancen stehen nicht schlecht. Es ist da etwas in ihren Zügen, in ihrer ganzen Haltung, etwas, das ...

„Was ist das für ein Etwas?“ fragt Bobbie Smiles interessiert.

Ich sage: „Sie werden das nie begreifen. Mein Gefühl für Nuancen ist so differenziert, daß ich mit tödlicher Sicherheit ganze Lebensläufe abwickle, ohne von jemand mehr zu wissen, als von dieser Farmersfrau aus Ohio.“

„Damit werden Sie sicher Ihren Weg machen“, sagt Hartley und klopf mir ein wenig zu freundschaftlich auf die Achsel.

„Ich habe ihn schon gemacht“, sage ich. „Erst neulich hat sich kein Geringerer als Clive Bell mit mir beschäftigt. Nun, ich schätze ihn nicht sehr, aber es ist eine gute Reklame, und man kann es sich deshalb gefallen lassen.“

„War es nicht Clive Bell“, sagt daraufhin Wainworth, der nachträglich hinzugekommen ist, „der einmal im ‚Dial‘ geschrieben hat, ihre Geschichten seien nicht lebenswahr? Wie steht es damit?“

Ich sage: „Sie sind das Leben selbst. Ich entwerfe nie einzig und allein aus meiner eminenten Menschenkenntnis. Ich schweife nicht in Phantasiewolken, wie etwa Brooks und andere.“

„Da haben Sie natürlich einen Vorsprung“, bemerkt Bobbie Smiles. Auch die andern zeigen ihre Hochachtung. „Ein Gran davon“, seufzt Hartley, „und wer weiß, wie weit ich es gebracht hätte!“

Während er das sagt, kommt Mr. Hopkins herein, ein Reporter der „Tribune“. Ich kann ihn nicht aussehen. Er kommt und hört zu, und auf einmal fragt er: „Wie denken Sie nun eigentlich über Gibson vom ‚Dial‘?“

„Ich weiß mit ihm nichts anzufangen“, sage ich, und das ist die Wahrheit.

„Wittern Sie da keine Geschichte?“

„Wie kann ich?“ sage ich, „der Mann ist völlig uninteressant.“

„Aber im Gegenteil“, sagt Hopkins, „er liefert genau bescheiden die saftigste Geschichte, die man sich augenblicklich vorstellen kann.“

„Glauben Sie“, sage ich, „daß irgendwer dem Mann auch nur die dürftigste Kurzgeschichte entweicht, wenn ich, Mr. Colum, es nicht vermag?“

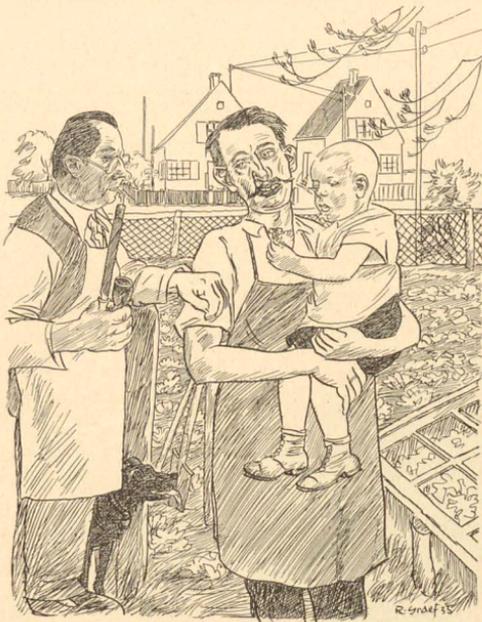
„Ich weiß nicht“, sagt Hopkins, „aber feststeht, daß er heute früh mit Ihrer Frau durchgebrannt ist.“

Ich sage: „Lassen Sie, bitte, diese albernen Scherze!“

Aber Hopkins schweigt nicht. „Es stellt“, sagt er spöttisch, „wie bereits alle Welt weiß, die interessante Fortsetzung einer schon etwas lang geratenen ‚Kurzgeschichte‘ dar.“

Derartige anzuhören ist unter meiner Würde. Ich stehe auf. An der Tür höre ich noch, wie Hopkins sagt: „Die beiden haben, wie ich genau weiß, den Frühzug nach dem Süden benützt. Der Anfang dieser Geschichte steht übrigens bereits in der heutigen Ausgabe der ‚Tribune‘. Es steht nicht viel Neues darin — außer für den Hauptbeteiligten.“

Ich gehe nicht mehr in den Salmagundi-Club.



Väterlicher Wunsch

„Bal dei! Bua's Herz aa auf da recht'n Seit'n hätt', nacha kummat er in alle Illustriert'n.“ — „Hör auf! Mir langt's scho, bal er sei! Herz auf'm rechten Fleck hat!“

Wer im Parterre wohnt . . . Von Fritz A. Mende

Lieber Simplicissimus!

Anlässlich der 700jährigen Wiederkehr der Heiligsprechung der Landgräfin Elisabeth von Thüringen erzählte ich meiner vierjährigen Tochter die Lebensgeschichte der Heiligen. Ich beschloß meinen Vortrag mit der Bemerkung: „Siehst du, mein Kind, wenn du nun auch alles, woran dein Herz hängt, für die Armen hingibst, die Kranken pflegst, alle deine eigenen Wünsche zurückstellst, niemals mehr lügst und nie mehr ungezogen bist, dann kannst auch du einmal heilig werden.“ Das Kind hat mir aufmerksam zugehört und ist eine Zeitlang recht still. Auf einmal sagt es fröhlich: „Mutti, werde du heilig!“

Wer im Parterre wohnt, getrennt durch Fensterscheiben von einer Straße und in einer großen Stadt, der kann, auch wenn er möchte, nicht alleine bleiben, weil ihm die Straße stets etwas zu sagen hat.

Wer im Parterre wohnt, muß sich besonders sorgen, daß er die Sittlichkeit nicht unbewußt verliert, wenn er zum Beispiel, so wie ich am frühen Morgen, ein blühendes Sport, jedoch ganz ohne Nachthemd, schätzt.

Sie sagt, da geht ein alter Mann, dort klatschen Weiber, jetzt laßt ein hübsches Fräulein, und nun weist ein Kind — Und meist geschieht das alles ohne Unterleiber, weil diese durch das Fenster nicht mehr sichtbar sind.

Wer im Parterre wohnt, muß stets an andre denken, und wenn er auch nur schnell die Hose wechseln will — Wo für die andern ihn mit ihrem Lärm beschenken, und wenn er schlafen möchte, sind sie noch nicht still.

Passanten eilen ohne Sinn und ohne Pause, und wer parterre wohnt, der ist fast selbst Passant. Halb ist er auf der Straße, halb ist er zu Hause — Sogar sein Beif, das parkt mit Autos Wand an Wand.

Im Gegenteil, grad unter seinem Fenster müssen die ganze Nacht sich Menschen, die Verliebte sind, als ob der Platz besonders schön sei, schmeizend küssen — Ach! Daß ein Haus nicht mit dem ersten Stock beginnt . . .!

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:
Kottler Zur Schwabenwirt
Metzstraße 21
Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN:
Kottler Zur Linde
Murburger Straße 2
n. d. Tauentzienstraße
Das Berliner Künstler-Lokal

Neurasthenie

Nervenschwäche, Nervenzerrüttung mit Frankensondierungen, verbunden mit Schwächen der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom frischen Mundtaut aus ohne wertlose Geheilmittel zu behandeln und zu heilen? Wetzvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Reizeher für jeden Mann, ob jung oder alt, ob nach Gemüde oder schon erkrankt. Gegen Mk. 1.50 in Diefenmarken vom Schwabinger durch Postfach Nr. 15, Schwabstein 67 (Malaz)

Ein Dokument der Inflation und Korruption

Karl Arnold Berliner Bilder

Kartoniert RM. 1.50
Gegen Voreinsendung des Betrages portofrei

Simplicissimus-Verlag, München 13
Elisabethstraße 30

50 und doch jung

wie in der besten Zeit ist der, welcher das sieben vierfache Koloan-Gigant benützt. Es wirkt unmittelbar nach Gebrauch. Macht Sie geistig u. körperl. anfall, frisch u. leistungsfähig. Der Erfolg wird Sie überraschen. Kurpackung RM 5.—. Ich liefere Ihnen aber auch 1/2 Kurpack. zur Probe von RM 1.20 in klein. Brieflos, frei oder gegen Nachn. zuzügl. 28 Tlg. Versandspesen. **W.H.H. Diebold, MÜNCHEN 27, Königstr. 16.** Meine Garantie: Rücknahme der angebotenen Dose bei Nichterfolg.

Die Lektüre für die Reise:

Die soeben in den Handel gekommenen

5 Simplicissimus-Sammelhefte

je 60 Seiten stark, geheftet, Preis RM — 60
zuzüglich 30 Pfg. Porto; bei Bezug von 3 Heften und mehr portofrei.

Simplicissimus-Verlag • München 13
Postfach München 5802 u. bei allen Bahnhofsbuchhändlern.

Des Deutschen Michaels Bilderbuch

Kartonierte RM — 70
Simplicissimus-Verlag München 13

BUREAU PUB. ZEITUNGSAUSSCHNITTE

H. u. R. GERSTMANN
BERLIN W.35
DORNBERGSTR. 7, 82 LÖTZOW 4807-8

LIEFERUNG VON ALLEN NACHRICHTEN-ABBILDUNGEN, INSERATEN etc.

IN- UND AUSLANDES
TM ABONNEMENT ZU MASSIGEN PREISEN

Wilhelm Furtwängler

(Olaf Gulbransson)



Am Waldesrand

Hugo wandert mit Alma ins Grüne. Der Tag ist licht und blau. Sie lagern sich am Waldesrand zwischen zwei mächtigen Buchen. Unten liegt unbewegt der Waldsee. Drüben dehnt sich in sattem Grün eine Wiese.

Ein Vogel singt im Gezweige.
„Ist es eine Nachtigall?“ fragt Alma und blinzelt verträumt ins Himmelsblau.
Ja, es ist eine Nachtigall. Hugo weiß das Bescheid. Niemand besser als er. Es ist

sein Fach. Schon fängt er an zu dozieren. Über das Liebesleben der Vögel im allgemeinen und das der Nachtigallen im besonderen. „Sie leben monogam“, sagt er leicht salbadernnd. Tones und wischt flüchtig dürres Laub vom Röckchen Almas, „in einer wahrhaft musterhaften Ehe. Die beiden Eltern brüten abwechselnd die Eier aus. Wenn das Weibchen das Männchen ablöst, bleibt dieses beim Nest und macht ihm ein Konzert.“
Alma zupft die Rüsche an ihrem Halsauschnitt zurecht. Die Nachtigall schweigt.

Ballade vom Buchhandlungsgehilfen

Der Kadentisch war eine Mauer für ihn,
Das bunte Regal schwer lastender Bann,
Und seine Seele lag auf den Knien
Und betete immer: Wann denn, wann?!

Und einmal im Maien erschien ihm ein Kind,
Das einer Rose in Fellen gleich,
Die Stimme wie Kerchen im Morgenwind,
Und sprach zu ihm: „Ich liebe dich!“

Da brach der Himmel auf ihn herein
Und schüttete Rosen, und braufend sprang
Aus all den ruhigen Bächerreihn
Die Orgeln des Lebens Taufendklang.

„Ja's da?!“ — Und aller Raufsch verblich
Und alles Tönen ward öde und schweig.
Und er brachte der Dame „Ich liebe dich“,
Op. 45 von Grieg.

Wilhelm Meyer

Aber Hugo redet.

„Noch ergebener“, sagt er, „ist das Männchen des Talegallahuhnes, einer Art australischer Truthühner . . .“

„Sieh doch das wundervolle Pfaueauge“, sagt Alma und legt sanft die Hand auf seinen Arm. Hugo sieht interessiert hinüber. Das Händchen Almas tritt den Rückzug an. „Fabre“, sagt Hugo, „hat experimentell nachgewiesen, daß ein gefangen gehaltenes Weibchen Hunderten von Männchen anlockt — und das in Gegenden, wo das Pfaueauge so selten vorkommt, daß man Mühe hat, eines oder zwei im Jahr zu fangen.“

„Ach!“ seufzt Alma gedehnt und wippt gedankenverloren mit ihren schön geformten kleinen Füßchen.

Hugo sieht angestrengt hinüber zur Waldwiese, wo das Pfaueauge sanft entschwebt. „Die Männchen“, fährt er fort, „müssen bei ihnen zahlreicher sein als die Weibchen . . .“

Alma legt den Kopf zurück. Sieht blinzeln hinauf ins Himmelsblau. Die Wölkchen ziehen. Sie schließt die Augen. Der Wald rauscht.

Irgendwo singt wieder eine Nachtigall.
„Sie leben“, hört sie eine Stimme sagen, „nicht länger als zwei, drei Tage . . .“
Die Stimme klingt wie aus großer, ungewisser Ferne und ganz fremd.

„Es ist wahrscheinlich, daß unter hundert von ihnen oft nicht eines dazu kommt, seine Bestimmung zu erfüllen. Das Männchen, das die verfolgte Weibchen verfehlt, ist verloren. Sein Leben ist so kurz, daß es ihm kaum gelingen wird, ein zweites aufzuspüren . . .“

„Interessant! Nicht wahr?“ sagt Hugo. Er bekommt keine Antwort.
Alma ist längst eingeschlafen.

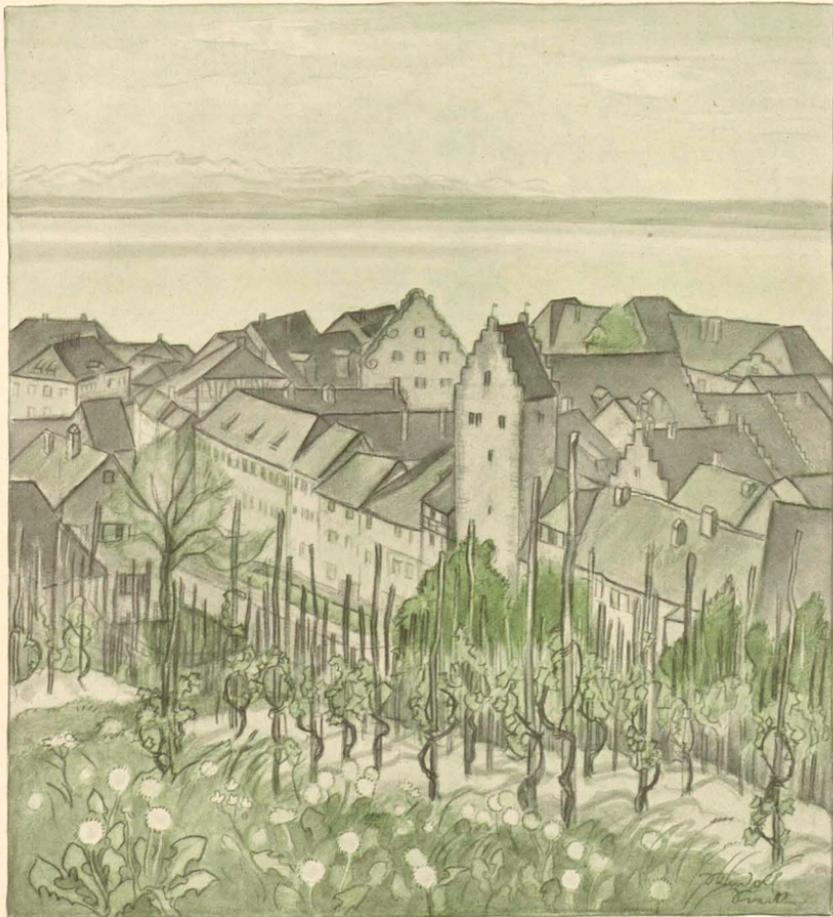
oha

Schönheitspflege

Unsere elsässische Freundin Mad. Spätzle in „Mulhouse“ ist eine resolute Frau von altem Schrot und Korn. Solide Einfachheit ist ihr Lebenselement, alle modernen Schönheitsmätzchen sind ihr verhaßt. Ausgerechnet sie muß nun eine französische Schwiegertochter bekommen, die ihre Augenbrauen durch Farbenstriche betont, ihre Nägel rosa poliert und ihre Lippen feuerrot stiftet.
Empört versucht sie, die Schwiegertochter eines Besseren zu belehren. „Pediküre und Maniküre“, sagt sie zu ihr, „dumm! Zieh! Wenn ich schöne Hände haben will, dann wasch' ich mir' Mann sine Socke, dann sind sie wieder recht!“

Meersburg

(Rub. Bier)



Noch gelst der Möwenschrei am Strand,
noch grünt der Rebstock im Gestein.
Hier strichen wir durchs helle Land,
hier tranken wir vom roten Wein.

Wie haben wir die Zeit versäumt,
wie haben wir gescherzt, gelacht
und manchen Abend stumm verträumt
tief, tief hinein bis in die Nacht.

Des grauen Schlosses lichte Fee,
das Boot, das durch die Dämm'ring glitt,
die alten Berge überm See
und Tor und Gassen träumten mit.

Dr. Ömiglöß

Andere Zeiten

(Toni Blich)



„So, 's dritte Kind kommt bei deiner Marie? Jetzt i hob allweil gmoant, ihr Mo' waar wos Bessers . . .“

Die Verseuchte

Mobilmachung 1914. Der zivile Zugverkehr ist aufs äußerste eingeschränkt. Obwohl ich eine kranke Mutter in Deutschland habe, gelingt es mir während einiger Tage nicht, die Erlaubnis zum Passieren der österreichisch-deutschen Grenze zu erhalten. Da der Zustand der alten Dame nicht bedenklich ist, gebe ich mich zu nächst damit zufrieden. Schließlich möchte ich aber doch die Heimreise antreten und wende mich vertrauensvoll an den Stationsvorsteher Gneidl.

„Ja, eigentlich läßt sich do nichts machen. Krieg ist Krieg! Über allerhöchsten Erlaß ist Zivilpersonen das Überschreiten der Grenze nicht gestattet.“

„Ja, aber meine arme kranke Mutter! Sie verstehen doch, in diesen aufregten Tagen! . . .“

Gneidl versinkt in Nachdenken. Plötzlich hat er eine Idee.

„Da könnt man Sie halt bloß für verseicht erklären. Kommen S' morgen, da können S' nachher schon mitfahren.“

Am anderen Morgen bin ich rechtzeitig auf dem Bahnhof. Gneidl hat inzwischen mit dem Zugführer alles besprochen.

„Alsdann, meine Gnadigste, Sie san jetzt eine Verseichte!“

Ich verabschiede mich von ihm mit heißen Worten des Dankes und werde von dem Zugführer in ein Abteil erster Klasse gebracht. Während der übrige Zug aufs äußerste überfüllt ist, genieße ich die herrliche Alpenstrecke wie in einem Salon-

wagen. Völlig allein und von dem biederen Zugführer aufs beste versorgt und verpflegt. Allerdings auch hermetisch von der Außenwelt abgeschlossen.

„Bitte, alles in die rückwärtigen Wagen! Hier ist eine Verseichte! Hier können Sie nicht einsteigen, das ist der Wagen für die Verseichte. Eine verseichte Dame, meine Herrschaften! Hier darf niemand rein!“ So höre ich ihn immer wieder vor meinem Fenster. Wenn dann der Zug in Fahrt ist, kommt er, mir zublinzelnd, in mein Abteil und traktiert mich mit „Krankenkost“, um in den Stationen meine Klausur sofort wieder mit Löwenmut zu verteidigen.

„Eine Verseichte, meine Herrschaften! Eine ganz verseichte Dame . . .“ O. F.

Das Programm

Der Glasermeister F. fährt im Jahr ein paarmal in die Hauptstadt, um dort Dinge zu erledigen, die sich brieflich nicht gut erledigen lassen, und dies und jenes ein-



(J. Hegenbarth)

zukaufen. Es ist allemal eine ganze Liste von Besorgungen, so daß oft die Zeit kaum ausreicht, sie an einem Tag zu erledigen.

Leider ist es F. dabei schon öfters passiert, daß er nicht einmal dazu kam, irgendwo ein paar gute Schoppen zu genehmigen. Solchen ist er aber durchaus nicht abhold. Daheim am Stammtisch pflegt er immer zu sagen: „Wer trinkt, hat mehr vom Leben!“ Und daß er diesem schönen Grundsatz gerade in der Hauptstadt nicht immer huldigen kann, ärgert ihn mordsmäßig.

Kürzlich hatte sich auch wieder eine ganze Litanei von Besorgungen ergeben. Wie er seinen Aufschrieb betrachtet, runzelt F. angesichts der langen Leiter die Stirn. Dann greift er auf einmal energisch zum Bleistift und schreibt kräftigen Striches oben hin: „Zuerst trinken!“

Lieber Simplicissimus!

Einen alten Bauern plagt die Gicht. Auch sonst sind Altersbeschwerden da. Er ist deshalb nicht gerade in gehobener Stimmung, und der Pfarrer, der ihm einen Besuch abstattet, hat keinen leichten Standpunkt. Vorsichtig spricht er von der Notwendigkeit, in stetem Kampf gegen die Mächte der Finsternis sich vorzubereiten für eine bessere Welt. Er malt dabei die sündige Natur des Menschen in den dunkelsten Farben, ohne bei dem Bauern mehr zu erzielen als eine höfliche Aufmerksamkeits.

Erst als die Betrachtungen des Pfarrers sich mehr und mehr auf den Bauern selbst zuspitzen und die Situation es erheischt, nach so viel Zuspruch reumütig in sich zu gehen, tut der Bauer einen tiefen Seufzer und sagt: „Oh, Herr Pfarrer, in meinem Alter und bei meinem Zustand taugt man schon zu gar nichts mehr — sogar die Sünden sind nicht der Rede wert!“

Wiener Scherenschnitt

An einem der letzten Frühsommernachmittage sitzt ein Mann mit einer Frau auf einer Ringstraßenbank und mustert die aus den Hotels kommenden Fremden.

Als eine hypermodern gekleidete, exotische Ausländerin, die strumpflose Beine in Schlangenschleudern steckend, vorüber-schwebt, ruft die Frau, plötzlich erstarrt vor jähem Schreck: „Marandanna!“

„Was host denn?“ fragt der Mann.

„Host es net 'g'seg'n?“

„Was denn?“

„No, schau nur hin — des Filtscherl hot keine Strümpf net an.“

„Meiner Soet, da Füäß san nackert . . . ah — da legst di nieder und stehst nimmer auf . . .“, wundert sich der Mann und setzt nachdenklich hinzu: „Aber i kann mi scho erinnern — i hab's in der Zeitung 'glesen, des is jetzt'n de neucheste Mode!“

„Wos d' net sagst!“ meint die Frau kopfschüttelnd, „des is Mode? . . . Na, so was . . . De Frauenzimmer wissen ja rein net, wia s' es Geld beim Fenster außschmeißen soll'n . . . A so a Luxus, a so a überspanner!“

„Alsdann, waßt“, sagt der Mann bedächtig, „des kummt i grad net finden, i find de G'schicht ganz sparsam . . . De Strümpf san teuer —“

„So — des maanst du!“ begehrt die Frau auf, „Und de Safen kost nix, wo si so a Schlawuzerl do alle Tag de Füäß waschen mußt!“

Ausflug der Kegelbrüder

(Karl Arnold)



„D' Landleut' hams guat: san 's ganze Jahr sozusagen in ozonreicher Waldesluft — unseroans muaß scho froh sei, wann hinterm Stammtisch der Ventilator funktioniert.“

Zur Waldbrand-Verhütung

(Laf @ultrafon)



Daheim und in der Sommerkur
stinkt Qualm auf deinen Spuren.

Laß ab von dieser Art „Kultur“
und denk an die Kulturen!